

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 12.

Berlin, Dienstag den 28. Januar

1845.

### Aegypten.

#### Die Engländerin in Aegypten.\*)

Die bekannte Lady Mary Wortley Montagu ist, wenn wir nicht irren, die erste Europäerin, von der wir die Beschreibung einer Reise im Orient haben, und man muß gestehen, daß sie ihre männlichen Vorgänger in jeder Beziehung weit hinter sich zurück läßt. In der That haben ihre Briefe, obwohl vor 120—130 Jahren geschrieben, eine Frische und Originalität, die sie noch immer zu einer anziehenden Lektüre macht. Seit ihrer Zeit haben sich mehrere weibliche Federer an diesem Gegenstande versucht und noch ganz neulich hat uns die Gräfin Hahn-Hahn mit dem Tagebuch ihrer Wanderungen im Osten beschenkt. Zu den interessanteren Werken dieser Art gehören die vor kurzem in London erschienenen Briefe der Mrs. Poole, einer englischen Dame, die sich eine Zeit lang mit ihrer Familie in Kahira aufhielt und daher Gelegenheit hatte, die Sitten und Gebräuche der Orientalen genauer zu beobachten, als es für bloße Touristen möglich ist, die von jenen Regionen, wo Alles dem Auge des Europäers so fremd erscheint, nur die Haupt-Umrisse auffassen können und die weniger hervorragenden Züge — das häusliche, alltägliche Leben, aus dem man den Volks-Charakter gerade am besten kennen lernt — bei Seite lassen.

Schon bei ihrer Landung in Alexandrien fühlte die Verfasserin, daß sie eine neue Welt um sich habe; die malerische Tracht der Einwohner, die kleinen, kastenartigen Läden, der feierliche Ruf des Muezzin zum Abendgebet brachten eine eigene Wirkung hervor. Von Alexandrien aus fand die Reise zuerst auf dem Mahmudieh-Kanal in einem eisernen Boote statt, das von vier Pferden gezogen wurde. Bei Tage war dieser Transport nicht unangenehm, des Nachts aber vereinigten sich die unzähligen Insekten — die Flöhe und schwarzen Käfer — zu einer wahrhaft ägyptischen Plage, die, nächst den Pyramiden, allein noch an die Pharaonenzeit erinnert. An der Mündung des Kanals in den Nil hatte man auch noch zwei Tage und eben so viele Nächte auf das Fahrzeug zu warten, das die Reisenden nach Kahira bringen sollte. Die Nilfahrt dauerte drei Tage, die aber nicht ganz ohne Interesse waren. Zuweilen, durch seine schönen Frauen und herrlichen Pomeranzen berühmt, Said, von wo aus man einen Blick in das Sandmeer der großen Wüste erhält, Rafr-*ez-Zejat* und das hüffelreiche Radir wurden nach einander erreicht, ehe sich die Pyramiden zeigten und die Gesellschaft in Bulak, dem Hafen von Kahira, ankam. Hier mußten die Damen ihre europäische Kleidung ablegen und sich in das faltige Kostüm des Orients hüllen, worauf man ihnen Esel vorführte, um in die Stadt einzureiten. Die Staubwolken, die unterwegs aufstiegen, machten diesen Ritt äußerst beschwerlich; desto größer war die Freude, als man endlich Kahira erblickte.

Die erste Sorge der Mrs. Poole und ihrer Familie war natürlich, sich nach einer bequemen Wohnung umzusehen, und es gelang ihnen auch, ein neues und geräumiges Haus zu finden, wofür man ihnen nur den ungemein niedrigen Mietzpreis von 80 Thalern jährlich abforderte. „Es bestand aus einem Hofplatz, der ringsum von Gemächern eingeschlossen war, die sich galerieweise über einander erhoben. Auf ebener Erde waren fünf Zimmer: ein sogenanntes *Mandarab*, für den Empfang männlicher Gäste bestimmt und mit einem Springbrunnen in der Mitte versehen, eine Winterstube, ein kleines Schlafgemach, gleichfalls für männliche Gäste, eine Küche und ein Kaffeezimmer für die Dienerschaft. Rechts Hand von der Hausthür befand sich der Eingang des *Harem's* oder der Treppe, die zu den Damengemächern führte, welche den ganzen oberen Theil des Gebäudes einnahmen. Das erste Stockwerk enthielt eine mit Marmor getäfelte Kammer, die nach Norden offen war und eine erfrischende Kühle verbreitete; außerdem waren hier noch fünf Zimmer gelegen. In den beiden Hauptgemächern war der größere Theil des Fußbodens etwa fünf bis sechs Zoll über das äußere Ende erhoben, das mit Marmor gepflastert war; der Grund dieser Einrichtung ist, daß man die äußeren Pantoffeln auf dem niedrigeren Theile des Fußbodens zurück läßt, da man den höheren, mit Matten bedeckten, durch nichts Unreines entweihen darf. Die Füße sind jedoch, außer den Strümpfen, mit einer Art innerer Pantoffeln versehen, deren Sohlen und Oberleder aus gelbem Maroquin verfertigt werden; man nennt diese *Mezz* und die äußeren Pantoffeln (die ohne Sohlen sind) *Babuschen*. — Die Wände waren im ganzen Hause weiß angestrichen und die Plafonds aus phantastisch geschnittenem Holzwerk zusammengeleget, das an manchen Stellen höchst geschmackvolle Zierrathen bildete. Außer

den bereits erwähnten Zimmern gab es in diesem Stockwerk noch drei kleine, mit Marmor gepflasterte Räume, die als Vorzimmer, Ruhkammer und Badestube benutzt wurden. Oben befanden sich vier Gemächer, von welchen das eine nach einer herrlichen Terrasse hinausführte, die alle umliegende Häuser übersah und wo wir uns unter freiem Himmel zum Frühstück und Abendbrod zu versammeln pflegten.“

So angenehm diese Wohnung beim ersten Blick scheinen mochte, fanden unsere Reisenden doch bald, daß sie darin außer Käfern, Spinnen und Skorpionen noch ganz andere Feinde zu bekämpfen hätten. „Nach einigen Tagen“, schreibt Mrs. Poole, „vernahmen wir zu unserem nicht geringen Erstaunen, daß unsere Diener jede Nacht in ihrer Ruhe gestört würden; sie hörten ein beständiges Klopfen und erblickten eine Gestalt, die sie für überirdisch hielten. Sie gaben dieser Erscheinung den Namen *Afrit*, womit man einen bösen Dämon oder überhaupt ein Gespenst bezeichnet. Die Art, wie sie sich gegen uns über diesen unheimlichen Gast beklagten, war charakteristisch. Eines Morgens wurde mein Bruder durch einen Streit unter seinen Fenstern belästigt und rief einen der Bedienten, um sich nach der Ursache zu erkundigen. „Es ist nichts, o Effendi!“ erwiderte dieser, „aber was uns beunruhigt, ist die Gewißheit, daß ein Teufel in der Badestube haust.“ — Mein Bruder, der ihre abergläubischen Vorurtheile kennt, entgegnete: „Nach Euren eigenen Ueberlieferungen giebt es ja kein Bad in der Welt, das nicht von bösen Geistern heimgesucht würde?“ — „Das ist wahr, o Herr!“ antwortete der Diener, „es verhält sich aber so: Dieser Teufel hat sich schon längst hier im Hause festgesetzt und wird keinem Anderen erlauben, seine Wohnung hier aufzuschlagen; seit langer Zeit hat Niemand über einen Monat innerhalb dieser Mauern zugebracht, mit Ausnahme des letzten Miethebers, der, obwohl er Soldaten und Sklaven um sich hatte, nicht länger als neun Monat hier ausblieb, weil der Teufel seine Familie die ganze Nacht beunruhigte.“ — Ich muß hier einschalten, daß während unseres kurzen Aufenthalts schon zwei Mägde uns ohne vorläufige Anzeige verlassen hatten; ihr plötzliches Verschwinden war uns unbegreiflich gewesen, bis es auf diese Weise erklärt wurde. Auch wir waren zu verschiedenen Malen in unserer Ruhe gestört worden; da aber unser Nachbar gerade Hochzeit machte, so schrieben wir es den lärmenden Freudenbezeugungen zu, die hierzulande bei einer solchen Gelegenheit üblich sind.“

Dem Volksglauben gemäß, rührte der Spuk von einem Morde her, der einst in jenem Hause begangen wurde. Der frühere Eigenthümer desselben hatte einen reisenden Handelsmann und zwei Sklaven umgebracht, und zwar den Ersteren in der Badestube. Als Sühne hatte er das Gebäude zu religiösen Zwecken bestimmt, mit Vorbehalt des lebenslänglichen Besitzrechts für die jetzige Wirthin. „Wir können nur bedauern“, sagt Mrs. Poole, „daß uns diese Umstände nicht vorher bekannt waren, da wir recht gut eingesehen hätten, daß die unüberwindlichen Vorurtheile der unteren Klassen gegen eine solche Stätte und den Aufenthalt darin verheiden würden. Das plötzliche Verschwinden der Mägde wurde durch den Thürsteher mit folgenden naiven Worten erklärt: „Warum haben Euch *Amineh* und *Jayneb* verlassen? In Wahrheit, o Herr! weil sie für ihre Sicherheit fürchteten. Als *Amineh* den Dämon erblickte, bemerkte sie sogleich, daß sie aus dem Hause fliehen müsse — denn, sagte sie, wenn er mich berührte, könnte ich von Wahnsinn ergriffen und zum Dienst untauglich werden. Und wahrlich, sie hatte Recht. Was uns betrifft, wir sind Männer und fürchten nichts; aber wir fürchten für das *Harem*. Sicherlich wirst Du dieses bedenken und das Haus verlassen.“ — „Versuche es noch einige Nächte“, erwiderte mein Bruder, „und rufe mich, sobald der *Afrit* heute Abend erscheint. Wir hätten ihn schon gestern Nacht fangen können, als er, wie Du sagst, Dir so nahe war, und nachdem wir ihm eine tüchtige Tracht Schläge gegeben, hätte er uns gewiß nicht weiter in unserer Ruhe gestört.“ Diese Worte schienen die Achtung der beiden Diener für ihren Herrn nicht wenig zu erschüttern. „O Effendi!“ rief einer von ihnen, „dies ist ein *Afrit* und kein Sohn *Adam's*, wie Du zu glauben scheinst. Er nahm in der letzten Nacht alle mögliche Gestalten an, und als ich ihn ergreifen wollte, verwandelte er sich in einen Knäuel oder einen anderen kaum bemerkbaren Gegenstand.“

Während des *Ramadhan*-Festes ließ der nächtliche Dämon die Engländer in Ruhe; sobald aber diese heilige Zeit vorüber war, begann er seine Verfolgungen von neuem. „Es ist unmöglich“, versichert die Verfasserin, „die Töne und das Geräusch zu beschreiben, durch die wir auf so geheimnißvolle Art beunruhigt wurden. Wenn wir spät Abends in unseren Zimmern saßen, vernahmen wir plötzlich ein heftiges Pochen an die Thür; zu anderen Zeiten schien ein schwerer Körper auf das Pflaster unter unseren Fenstern niederzufallen. Wir glaubten zuerst, daß Jemand einen Stein oder sonst etwas hin-

\*) The Englishwoman in Egypt. 2 vols. London, 1844.

geworfen habe, aber unsere Nachforschungen waren stets vergeblich. Das Geräusch dauerte den größten Theil der Nacht fort und glich dem Trampeln eines Menschen, der auf schweren Holz-Pantoffeln einhergeht; zur Abwechslung yochte man an die Thüren unserer Schlafzimmer, so wie an die großen Wasserbehälter, die in den Galerien aufgestellt sind. Unsere weiblichen Diensthofen kamen und verschwanden wie Schatten, und nach Ablauf des Ramadhs wurde sauve qui peut der allgemeine Wahlspruch, da, wie sie glauben, die Berührung eines Afriten Befessenheit hervorbringt. Eines Abends stürzte eine Magd, die wir erst vor zwei Tagen gemietet hatten, in unser Wohnzimmer und rief, daß eine lange, in Weiß gekleidete Figur am Eingang der oberen Galerie stehe und ihr den Weg versperre. Wir eilten sogleich zur Stelle; wie man sich aber leicht denken wird, war auch nicht das Mindeste zu sehen. Unsere Diener nannten die weiße Gestalt einen Heiligen und behaupteten, daß sowohl ein Afrit als ein Heiliger im Hause umgehe; der Letztere, versicherten sie, sey in der Nacht bei dem im Hofe gelegenen Brunnen erschienen, habe dort einen Eimer Wasser herausgezogen und die üblichen Waschungen und Gebete verrichtet. Die von uns während des Ramadhs genossene Ruhe wurde dem Umstande zugeschrieben, daß die bösen Geister nach moslemitischem Glauben um diese Zeit in Verwahrsam gehalten werden. Wir hofften dagegen, daß wir den Störenfried durch unsere Schlösser und Riegel zurückgeschreckt hätten, und waren nicht wenig betreten, als wir uns vom Gegentheil überzeugten. Nach einigen Tagen beklagte sich unser Thürsteher, daß er nicht schlafen könne — ja, daß, seitdem er in unseren Diensten stände, er nie mehr als einige Minuten nach einander geschlafen habe und es auch seiner Pflicht gemäß nicht thun könne, bis der Afrit aus dem Hause geschafft würde. Er versicherte, daß er den Dämon jede Nacht seine Kunden um die Galerie machen sehe, und bat meinen Bruder, ihn nach dem Phantom schießen zu lassen, da böse Geister am leichtesten durch Feuergewehr vertrieben würden. Mein Bruder billigte diesen Vorschlag, doch schärfte er ihm ein, weder Kugel noch Schrot zu gebrauchen. Es vergingen so zwei Tage und zwei Nächte; am dritten Tage erfuhren wir, daß sich der Thürsteher entschlossen habe, das Gespenst in der folgenden Nacht zur Rede zu stellen, um aus seiner Antwort zu schließen, ob es ein Teufel oder ein Heiliger sey. Der Abend war ungewöhnlich finster, und wir wurden gegen Mitternacht durch einen furchtbaren Knall aufgeschreckt. „Da liegt er, der Verfluchte!“ rief die tiefe Bassstimme des Thürstehers, und wir vernahmen ein Geräusch, das einem sich sträubenden und nach Athem schnappenden Menschen glich. Einen Augenblick später hörten wir den Schützen seine Gefährten zu sich rufen. „Kommt herauf“, sagte er, „ich habe den Vermaledeiten erlegt!“ — worauf ein solcher Lärm erfolgte, daß wir vermutheten, er habe entweder einen Menschen erschossen oder sich selbst mit seinem Pistol verfehlt. Mein Bruder eilte nach der Galerie, während meine Schwägerin und ich Hand in Hand dastanden und wie Kinder zitterten. Wie es scheint, hatte unser Wächter sein Pistol doppelt geladen — aber ich will die Geschichte mit seinen eigenen Worten wiedergeben. „Der Afrit kam in der Galerie an mir vorbei; als ich ihn zum zweiten Mal erblickte, redete ich ihn an. „Sollen wir das Haus verlassen“, fragte ich, „oder willst Du es?“ — „Ihr sollt es verlassen“, antwortete er, und als er wieder vorüber kam, warf er mir eine Hand voll Staub in das rechte Auge. Dieses bewies, daß er ein Teufel sey; ich hüllte mich daher in meinen Mantel und beobachtete ihn, während er vor mir zurückwich. In jener Ecke blieb er stehen; es war eine lange, ganz weiße Gestalt. Ich bückte mich nieder, und ehe er sich entfernen konnte, schoß ich mein Pistol ab, das ich vor ihm verborgen hielt; der Verfluchte stürzte vor mir hin und hier sind seine Ueberreste.“ Er zeigte hiermit auf eine kleine kohlenartige Masse, die ungefähr einer Schußspule glich und an mehreren Stellen durchlöchert war; der Volksmeinung zufolge ist dieses immer das Kennzeichen, das der böse Geist nach seiner Austreibung zurückläßt, und es lag auf dem Boden unter dem Theile der Mauer, wo die Kugeln eingebracht waren. Woher das Geräusch entstand, das wir nach Abfeuerung des Pistols vernahmen, ist und bleibt ein Geheimniß. Am folgenden Morgen untersuchten wir die Stelle aufs genaueste, fanden aber nichts, was dazu dienen konnte, die Sache aufzuklären. Aus der verbrannten Substanz war durchaus kein Schluß zu ziehen; wir vermutheten indessen, daß Jemand, der den bösen Geist spielte, einigen Schaden erlitten habe und nachher, durch die Dunkelheit begünstigt, entwischt sey. Der Aberglaube, daß die Ueberreste des Teufels einer alten Schußspule gleichen, schien uns äußerst seltsam und erinnerte uns an die Dämonen aus „Tausend und Einer Nacht“, die auf Befehl Salomo's in Flaschen gesteckt und hermetisch versiegelt ins Meer geworfen wurden.“

Der Vertreibung des Afriten ungeachtet, dauerten die Geister-Erscheinungen und Redereien noch immer fort, bis unsere Verfasserin sich endlich gezwungen sah, die unheimliche Stätte zu verlassen und eine andere Wohnung aufzusuchen. Sie hatte wenigstens den Trost, daß es ihren Nachfolgern nicht besser ging, indem das Haus in sechs Wochen von eben so vielen Familien bezogen und geräumt wurde. Der Spuk triumpfte über Orientalen sowohl als Europäer und der „neckische Kobold“ blieb Meister des Feldes.

## Nord-Amerika.

### Reise am Bord eines Walfischfängers.

(Fortsetzung.)

„Wir waren auf dem Vorderkastell versammelt, von wo wir mit lebhaftem Interesse den Bewegungen unserer kleinen Flotille folgten. Plötzlich rief ein Mann, der, um besser zu sehen, in das Mastwerk geklettert war: „Ein

Boot angefeilt!“ und indem ich mit meinem Fernrohr hinblickte, bemerkte ich einen der Rähne, welcher bald in die eine, bald in die andere Richtung geschleudert wurde, und dann stillstand. Einige Augenblicke später erschien der Walfisch wieder auf der Oberfläche, um Athem zu holen; er war durch den Schmerz und die Festigkeit seiner Anstrengung ermattet. Sogleich wurde eine zweite Harpune geschleudert und ihm mehrere Lanzenfische verfehlt. Er tauchte von neuem unter und schlug mit der größten Wuth um sich. „Noch ein Boot angefeilt!“ schrie in demselben Augenblick die Wache. Diese Nachricht wurde mit lautem Freudengeschrei aufgenommen, und wir bemerkten alsbald den kleinen Kahn, welcher pfeilschnell die Gewässer durchschnitt und einen langen Schaumstreifen hinter sich zurückließ.

„Unterdesseu zeigte der erste Walfisch, durch Blutverlust erschöpft, alle Symptome des nahenden Todes; er warf sich von einer Seite auf die andere, schlug das Meer mit dem Schwanz, schleuderte sich hoch in die Luft und stieß eine röthliche Garbe empor, ein sicheres Merkmal des Todeskampfes. Der Kahn, an welchem er durch die Leine befestigt war, entfernte sich in ehrsüchtige Weite, um das Ende des schrecklichen Streites abzuwarten, und nach einigen Augenblicken schwamm das ungeheure Thier, des Lebens beraubt, auf der Seite. Wenn man mehrere Walfische erblickt hat, pflanzt man auf den Körper des getödteten einen 4 bis 5 Fuß langen Stock mit einer kleinen Zahne, und verläßt ihn dann, um die anderen zu verfolgen. Ohne diese Vorsicht würde man oft große Mühe haben, den Walfisch wiederzufinden, dessen schwärzliche Masse sich kaum über die Oberfläche des Meeres erhebt. Während der ganzen Jagdzeit befindet sich ein Mann oben im großen Brammast und zeigt vermittelst eines kleinen Ballons, der an einem Stöckchen befestigt ist, die Richtung an, welche die Cetaceen genommen haben. Nach Verlauf einer halben Stunde war der zweite Walfisch ebenfalls getödtet, die Böte standen von der Verfolgung der übrigen ab und kehrten zum Schiffe zurück, indem sie ihre Beute dorthin lugstritten. Der kleinste von den beiden Walfischen hatte ungefähr 25 Fuß Länge, der größte 40. Der Kopf des letzteren maß ungefähr 12 Fuß und bildete eine Höhle, die zur Wohnung für drei Menschen groß genug gewesen wäre.

Der Walfisch bietet im Allgemeinen den Anblick einer enormen weichen Masse von einem schmutzigen Grau mit einigen weißlichen Streifen dar; er unterscheidet sich kaum von den Wogen und scheint ihren Wellenbewegungen zu folgen. Der Rücken bildet mit dem Kopfe eine Art von gerader Linie bis zu einer dicken Anschwellung, an deren Ende er sich in einer unregelmäßigen Kurve hinabbiegt bis zum Schwanz, der aus zwei ungeheuren horizontalen Loben besteht. Zwei kleine Bruststößen scheinen nur der Erhaltung des Gleichgewichts wegen vorhanden zu seyn. Der Kopf, der, was das Volumen anbelangt, beinahe den dritten Theil des ganzen Körpers ausmacht, bietet ein ediges Profil dar, mit einer sich zurückbiegenden unteren Kinnlade. Das Auge, am Hinterkopfe befindlich, ist nicht größer als beim Dohsen; das Ohr ist eine kleine Röhre, in die man kaum den kleinen Finger hineinbringen würde.

Trotz der geringen Dimension des Ohres, welche den Doktor Good zu der Behauptung veranlaßte, die Walfische hörten durch den Mund, trotz dieser Kleinheit haben sie doch ein außerordentlich feines Gehör. Wenn eine große Anzahl Cetaceen auf der Oberfläche des Meeres spielt, verhindert sie meistens der Lärm der erregten Gewässer, ein Geräusch leicht zu vernehmen; sobald aber einer von ihnen das Herannahen einer Gefahr bemerkt, giebt er sogleich mit dem Schanze ein Zeichen, und alle Walfische, die sich oft meilenweit zerstreut haben, begeben sich eiligst auf die Flucht. Bei stürmischem Wetter sind die Walfische viel zugänglicher, indem der Tumult der Wogen das Geräusch der niederfallenden Ruder übertäubt.

„Eines Morgens, nach kaum eingenommenem Frühstück, meldete die Wache einen Trupp Kaskelot's, und die Rähne begaben sich sogleich auf die Jagd. Das Wetter war still, das Meer ruhig und also die größte Vorsicht erforderlich, um die Walfische zu erreichen. Nachdem man sich ihnen bis auf eine gewisse Entfernung genähert hatte, vertauschte man die Ruderstangen mit kleinen, kurzen und breiten Rudern, mit welchen man, langsamer zugleich aber auch sicherer vorwärts kommt und die Walfische weniger aufmerksam macht. Die Rudernägel, zwischen welchen die Ruder hin- und herbewegt werden, sind außerdem noch mit Lappen umwickelt, um den Lärm zu vermindern. Unsere Leute manövrirten sehr geschickt und harpunirten bald einen Kaskelot: die ganze Truppe wurde sogleich von einem panischen Schrecken ergriffen, und wir selbst empfanden eine gewisse Unruhe, als sie ihre Richtung veränderten und reißend schnell auf das Vordertheil des Schiffes losstürmten, mit einem Lärm, als wenn sich die Wogen an steilen Felsen brechen. Die Zahl der Walfischfänger, die jetzt den Ocean durchkreuzen, ist so groß, daß man sich nicht wundern kann, wenn die Walfische täglich furchtsamer und wilder werden. Selten sieht man sie mehr als einmal in der Woche, selbst nicht in den letzten Passagen des stillen Oceans, und man muß zuweilen Monate lang harren, ohne auch nur einen einzigen zu erblicken. Dessenungeachtet haben wir beständig vier Mann zur Beobachtung oben in den Masten, so daß sich kein Walfisch im Kreise unseres Horizonts zeigen kann, ohne sogleich bemerkt und verfolgt zu werden, wenn er der Mühe werth ist.“

Man unterscheidet mehrere Arten von Walfischen, von denen, was den kommerziellen Werth anbelangt, der Kaskelot (*phycetor macrocephalus*) der vorzüglichste ist. Er hält sich am meisten im tiefen Meere auf, wird nur höchst selten im grünen Gewässer gesehen und berührt auf seinen Wanderungen nie die Zonen des Eises; er zieht die Nachbarschaft der tropischen Gegenden vor, wo sich die Sepsen, die seine Hauptnahrung bilden, in großem Ueberflusse vorfinden. Seine untere Kinnlade ist mit einer Reihe etwas zurückgebogener Zähne versehen, die ihm dazu dienen, seine Beute festzuhalten. Das Lustloch befindet sich am oberen Kopfwinkel, und das Wasser, welches er aus dieser

Öffnung sprüht, hat nicht, wie bei den anderen Walffischen, die Form eines perpendicularen Strahles, sondern bildet mehr eine Rauchwolke von weißlicher Farbe. Die Regelmäßigkeit dieser Wasserwolken, die Gewohnheit, sich über die Oberfläche des Meeres zu erheben und beim Untertauchen eine zitternde Bewegung hervorzubringen, die Fähigkeit, länger als die übrigen Walffische unter dem Wasser zu bleiben, sind für den erfahrenen Walffischfänger genug entscheidende Kennzeichen, um den Kaschelot schon in weiten Entfernung zu erkennen. Die Produkte der Kaschelots haben, wie wir bereits erwähnten, bei weitem mehr Wichtigkeit im Handel als die der übrigen Walffische. Alles Del, das man aus seinem Fett gewinnt, enthält eine gewisse Menge Sperma Ceti und das aus dem Kopf gewonnene besteht fast ganz daraus. Die Prozesse, vermittelst derer man diese reichen Produkte gewinnt, sind bekannt. Ist die Reise beendet, zieht man das Del aus den Tonnen, und nachdem man es hat siedend und frieren lassen, gießt man es in Bottiche, welche das Del mit dem Sperma Ceti vermischt in Gestalt einer gelben klebrigen Masse enthalten. Diese Substanz wird alsdann in Säcken von starker Leinwand einem doppelten Druck unterworfen, zuerst vermittelst der gewöhnlichen Schraubenpresse, alsdann vermittelst der hydraulischen. Wenn die ölige Materie genug ausgepresst ist, besteht das Zurückbleibende aus Sperma Ceti in harter und zusammenhängender Masse; man kocht es mit Pottasche ab und gießt es in Formen, um Lichte daraus zu machen.

Die graue Ambra, welche lange Zeit ein Naturgeheimnis und der Gegenstand zahlloser Streitschriften war, ist nichts Anderes als eine konkrete Bildung in den Eingeweiden des Kaschelot. Es ist eine braungelbe Substanz, die erwärmt einen angenehmen Geruch verbreitet und hauptsächlich als Parfümerie verbraucht wird. Der verwundene Kaschelot stößt zuweilen in seinen Krampfhaften Zuständen Massen grauer Ambra aus, welche man auf der Oberfläche des Meeres schwimmend findet.

Der Kaschelot ist nicht das riesenhafteste Ungeheuer des Ozeans. Mehrere Walffischarten, besonders der Zubarte des grönländischen Meeres, übertreffen ihn an Größe: man hat deren welche gesehen, die bis zu 84 Fuß Länge hatten. Nicht ohne bewunderndes Erstaunen kann man an die kolossalen Verhältnisse dieser Thiere denken, bei denen jeder Pulsschlag 40—60 Litre Blut im Aortensystem in Bewegung setzt, vermittelst einer Aorta, die einen Fuß im Durchmesser hat.

Der eigentliche Walffisch, welcher, wie man sagt, die besondere Ehre hatte, den Propheten Jonas in sich aufzunehmen, unterscheidet sich bedeutend vom Kaschelot. Er ist verhältnismäßig dicker, seine Seitenslossen sind um Vieles größer, sein Wasserstrahl ist höher und nicht so regelmäßig; er liefert das Fischbein, doch ist sein Del minder gut als das des Kaschelot. Es existiren noch mehrere Arten, doch sind sie im Allgemeinen von geringerem Nutzen und also weniger gesucht.

Die Walffische, von Natur furchtsam und träge, zeigen bei manchen Gelegenheiten eine merkwürdige Aufopferung. Wenn ein junger Walffisch harpunit ist, verläßt ihn seine Mutter nicht, und häufig wird sie das Opfer ihrer mütterlichen Zärtlichkeit. Die kleinen Cetaceen zeigen eine ähnliche Anhänglichkeit unter einander: wenn einen von ihnen die Harpune getroffen hat, drängen sich die anderen um ihn herum und scheinen seine Schmerzen mitzufühlen; selbst wenn er todt ist, verlassen sie ihn noch nicht, und entfernen sich erst, wenn er an Bord gehißt und sie ihn aus dem Gesicht verloren haben. Bei anderen Gelegenheiten entwickeln die Walffische alle Energie ihrer mächtigen Natur und ein Kampf zwischen zwei Kaschelots bietet ein furchtbares und merkwürdiges Schauspiel dar. Sie stürzen sich mit furchtbarer Wuth auf einander, schlagen die Bogen mit dem Schweife und hüllen sich in ganze Wolken von Schaum ein; dann schleudern sie sich aus dem Wasser empor, suchen sich mit krampfhafter Anstrengung zu drehen und einander mit den Kinmladen zu fassen; die Spuren ihrer Zähne auf dem Kopfe des Gegners bleiben unauslöschlich.

Die „North-America“ passirte die Linie, ohne daß die Mannschaft an jene lächerlichen Gebräuche dachte, die früher bei dieser Gelegenheit üblich waren; diese Traditionen scheinen sich nach und nach zu verlieren. Dagegen bieten sich die Erscheinungen der Natur noch wie sonst dem bewundernden Auge des Reisenden dar. „St“, sagt Herr Dimsted, „brachte ich die ganze Nacht damit zu, auf den Bord des Schiffes mich stützend, die phosphorescirenden Lichter zu betrachten, welche auf den dunklen Gewässern zu tanzen scheinen. Die ganze Umgebung des Schiffes scheint aus feurigen Bogen zu bestehen. Myriaden glühender Funken springen auf der bewegten Fluth empor, während plötzlich leuchtende Kugeln auf den Wogengipfeln erglänzen und den Pfad des Schiffes erhellen. Fische, welche um uns herum spielen, lassen einen langen Lichtstreif hinter sich, der sich auf der Oberfläche des Wassers hin- und herschlingelt. In großer Menge findet man in diesen Breiten eine Art schleimiger Substanz, die eine große Helligkeit rings verbreitet, wenn sie vom Kiel des Schiffes in Bewegung gesetzt wird. Im Sturme wird sie häufig auf das Verdeck geschleudert, wo sie wie eine feurige Fluth hin- und herrollt. Als ich eines Abends eine lange Leine in der Hand hielt, die an einer Haifischangel befestigt war, wurde meine Aufmerksamkeit durch die Phosphorescenz dieses Taues erregt; das Wasser, welches daran herabrieselte, schien ein Regen von Diamanten.

„Nach mehrfacher Untersuchung fand ich, daß diese Phosphorescenz durch die Reibung meiner Hand vermehrt wurde, und daß ich sie auf diese Weise nach Gutdünken wieder verstärken konnte, wenn sie anfing, zu erlöschen. Wenn dies phosphorescirende Licht von kleinen Thierchen herrührt, wie die meisten Naturforscher behaupten, so scheint dies Intermittiren in der Intensität des Glanzes anzudeuten, daß sich die leuchtende Eigenschaft dieser Thierchen im Zustand der Ruhe nur schwach zeigt, und daß sie nur, wenn sie durch

irgend eine Ursache bewegt werden, jenen glänzenden Schein hervorbringen, den ich ohne Aufhören bewundern mußte.“ (Fortsetzung folgt.)

## Italien.

### Die politischen Schriftsteller Italiens seit 1814.

Von J. Ferrari.

#### II. Der Conciliatore di Milano, Pepe, Colletta, Botta. \*)

Als die Oesterreicher Ober-Italien in Besitz genommen hatten, vereinigten sich alle Nuancen der italienischen Revolutionaire in eine einzige Gruppe. Mailand, der Mittelpunkt des gestürzten Königreichs, blieb natürlich an der Spitze der literarischen und politischen Bewegung. Dort wurde im Jahre 1818 die Zeitschrift *il Conciliatore* gegründet, an welcher Confalonieri, Pellico, Romagnosi, Rasori, Visconti, Berchet, Vossleri und Pecchio Antheil nahmen. Der *Conciliatore* wurde mit vielem Geist redigirt und begann seinen Kampf gegen die Regierung auf dem Felde der schönen Literatur. Zuerst ging es über jene Menge von Schriftstellern her, die mit ihrem leeren Wortgeflügel Journale und Bücher anfüllten und sich für die Vertreter der italienischen Nationalität, für die Klassiker des Landes, hielten, weil sie die italienische Sprache geschickt handhabten, wenn auch sonst nie ein männlicher Gedanke aus ihrer Feder gekommen war. Es waren diese Leute gerade keine angeworbene oder eingestrichelte Absolutisten, aber sie mißfielen durch die grundlosen Schmeicheleien, mit denen sie die Regierung überhäufeten. Nachdem dieselben abgethan waren, erweiterte sich der Gesichtskreis des *Conciliatore*; von den literarischen Fragen kam man auf praktische. Man sprach über Unterricht, Dampfschiffahrt, Gasbeleuchtung, verglich den damaligen Zustand der materiellen Verhältnisse des Volkes mit dem zur Zeit des Königreichs, kurz man überschritt die Gränze zwischen Literatur und Politik. Und nun kam eine leidenschaftliche Hast über die Gemüther; man lauerte, daß Spanien sich erhöbe, man brannete vor Begierde, England und Frankreich in Aufruhr zu sehen, man geberdete sich ängstlich und beklommen unter der moralischen Blokade, in welcher Oesterreich seine italienischen Provinzen hielt. Unter dem Geschrei der klassischen Partei, die um den Verfall des Geschmacks und die Profanation der Literatur die Hände über dem Kopf zusammenschlug, brachte der *Conciliatore* seine Vereinigung der Politik mit der Literatur zu Stande. Seinem Titel getreu, setzte er den Angriffen der Klassiker eine Theorie gegenüber, in der sich in bizarrem Ekticismus alle Ideen des Auslandes vereinigten, von der spanischen Constitution von 1812 bis zur deutschen Aesthetik und den industriellen Tendenzen Englands. Eines schönen Tages aber fiel es ihm ein, in einem Artikel von der Revolution gegenüber der heiligen Allianz zu sprechen; dieser Tag war der letzte des *Conciliatore*. Die Redacteurs warfen sich meistens dem Carbonarismus in die Arme und waren nach Verlauf von zwei Jahren sämmtlich zerstreut.

Sie erlitten traurige Schicksale. Pecchio, der Oekonom des Blattes, starb in London; Visconti, ein Kritiker, wurde Frömmel und verlor all sein Talent; der Graf Confalonieri, der gewandte, lebenslustige Verfasser der witzigen Nachrichten aus dem Monde, dem man es nicht anhörte, daß er 1814 und 21 an der Spitze von Revolutionen gestanden, wurde auf funfzehn Jahre nach dem Spielberg geschickt. Doktor Rasori, einer der ersten Parteigänger Bonaparte's in Italien und ein Haupt der Partei gegen Oesterreich im Jahre 1813, entging wie durch ein Wunder der Strafe seiner Gefährten. Weniger glücklich war der Rechtsgelehrte Romagnosi. Ein Schüler desselben, Vossleri, kam nach dem Spielberg. Dasselbe Schicksal ereilte den Haupt-Redacteur, Silvio Pellico; aus der heitersten Umgebung wanderte er ins Gefängniß, und man kann sagen, sein Leben ward auf zehn Jahre unterbrochen. Sein bekanntes Buch aus jener Zeit schildert die grauige Debe, zu der er verdammt war, das ergreifende Trauerspiel der verfolgten Ehrenhaftigkeit. Treuer den Grundsätzen des *Conciliatore* als Silvio, aber auch glücklicher, war Giovanni Berchet, ein Poet, der sich den deutschen Dichter Bürger zum Vorbild gewählt hatte, und der erste Romantiker auf italienischem Boden. Sein Witz war eine Zierde des *Conciliatore* gewesen, als er aber 1821 ins Exil ging, verließ ihn seine Ironie und seitdem theilten sich Trauer und Jorn in sein Herz. Fünfundzwanzig Jahre lebt er nun in der Verbannung, und die Amnesie von sich weisend, irt er noch heute in der Welt umher.

An die Mitarbeiter des *Conciliatore* schloßen sich die Historiker Pepe, Santa-Rosa und Colletta an, die über die Insurrectionen in Neapel und Piemont geschrieben haben. Der General Pepe war 1799 Republikaner gewesen, hatte dann unter Murat gedient und schloß sich 1814 der Verschwörung gegen die Napoleoniden an. Im Jahre 1818 wurde er beauftragt, die Räuber in Calabrien aufzuheben. Er benutzte diese Stellung, um eine Nationalgarde von zehntausend Carbonari zu organisiren, die ihm mit Leib und Leben ergeben waren. Nachdem er die Räuberbanden unterdrückt hatte, rückte er nach Neapel, insurgirte es und zwang den Hof, mit ihm zu capituliren. Bald aber erschienen österrische Truppen, unter deren Schutze sich eine royalistische Reaction erhob, die den König befreite und die Carbonari stürzte. General Pepe schreibt in seinem Werke über diese Ereignisse den traurigen Ausgang seines Unternehmens der Indolenz des Volkes und der Verrätherie einiger Mitverschworenen zu, vergißt aber, daß geheime Verschwörungen, unter die auch der Carbonarismus gehörte, nie die Massen begeistern. Eben so verkennt Santa-Rosa die Insurrection in Piemont. Er nennt sie eine abbestellte Revolution, als wenn sich Revolutionen abbestellen

\*) Vgl. Nr. 9 des Magazins.

ließen. Ein Volk empört sich aus freien Stücken; nur Verschwörungen, da sie nicht auf der Mitwirkung der Massen beruhen, kann man abstellen. In Piemont sah man Beides neben einander, eine Insurrection und eine Verschwörung, hier die Carbonari unter dem Prinzen Carignan, dort die unzufriedene Jugend und einige empörte Regimenter. Beide Theile handelten nicht gemeinschaftlich, und als die Insurrection ausbrach, waren die Carbonari bereits zurückgetreten. Carignan fand sich nicht ein, als er den Staat aus den Angeln heben sollte, und ohne ihn waren seine Mitverschworenen nicht zu begeistern. Daher wurde es leicht, den Aufstand im Keime zu unterdrücken.

General Colletta hat ebenfalls über diese Ereignisse geschrieben. Er verheißt seine Verachtung des Karbonarismus nicht. In seinen Augen sind die Carbonari nichts als eine geheime Gesellschaft, die wohl die Neugier des Volkes erwecken, aber nicht es befreien kann. Er nennt die Aufstands-Versuche seit 1820 eine Reihe von Fehlern, aber obgleich er Bonapartist ist, so greift er doch die Revolution nur in ihren bisherigen Mitteln und Leitern an. Die Zustände in Neapel haßt er aus Herzensgrunde, und nie vor ihm hat ein Schriftsteller einen Hof mehr bloßgestellt, als Colletta den neapolitanischen. Wenn aber nun, seiner Meinung nach, die Revolutionäre unfähig und die Royalisten Henker sind, wohin wendet sich Colletta? Aus solcher politischen Verzweiflung ist nur auf einem Wege Entrinnen möglich, wenn man nicht, wie Silvio und Manzoni, zur christlichen Resignation seine Zuflucht nehmen will. Colletta hätte, wie auch Foscolo, einen glühenden Haß gegen die Ideen der französischen Revolution fassen müssen, die, gleich unheilbringend für italienische Revolutionäre wie Contrerevolutionäre, das Land in eine so traurige Lage gestürzt hatten. Aus einem solchen Haße ist das Buch von Votta: „Geschichte Italiens von 1789 bis 1814“, hervorgegangen.

Wenn man Votta glauben darf, so ist die Freiheit alt in Italien, und die Verfassung Genua's und Venedigs die richtige Mischung von Aristokratie und Demokratie, in deren harmlose Existenz die französische Republik das Unheil gebracht habe. Napoleon nennt er natürlich einen Usurpator und das constitutionelle Frankreich erscheint ihm als ein Adel ohne Wurzel und eine Volksgewalt aus Grafen und Marquis. Die gute alte Zeit ist das Ziel seiner Wünsche und in der Geschichte seines Landes findet er bis zu dem Augenblick, wo die französische Revolution ausbrach, Alles herrlich. Bis dahin folgt er mit Begeisterung allen Reformen, dann aber verwirft er jede, die aus den Händen der Franzosen kommt. Jede Bewegung der französischen Armee ist ein Verbrechen, jede revolutionäre Verbesserung eine Profanation. Im Herzen liberal, umfaßt er die gestürzten italienischen Fürsten mit seiner Liebe, weil sie von Napoleon gestürzt sind, und nennt Murat, obwohl er die Vorzüge seiner Herrschaft anerkennt, „schlimmer als den Türken“. Votta's großes Verdienst aber ist seine Vaterlandsliebe, und daß er die Geschichte wie einen Nationalglauben betrachtet und mit dem Volke weint, wenn es leidet; er ist mit einem feinen historischen Takt begabt, selbst wenn er mit seinen alten Ideen gegen die Demokratie kämpft. Um nicht an Italien zu verzweifeln, konzentriert er seine Liebe auf den Hof von Turin, den einzigen, der bei der französischen Invasion einigen Widerstand leistete. Aber dieser Hof setzt den Optimismus Votta's auf keine kleine Probe. Denn Votta ist gerecht und verschweigt selbst da nichts, wo ihm sein Franzosenhaß nicht mehr zur Entschuldigung ausreicht. — Dem Urtheile Votta's stellen Manche die Worte Napoleon's entgegen. „Was die funfzehn Millionen Italiener betrifft“, sagte der Kaiser in St. Helena, „so war ihre Verschmelzung zu einem Volke bereits sehr weit vorgerückt, und jeden Tag wuchs bei ihnen die Einheit der Prinzipien und Gesetze, des Denkens und Fühlens, die der unauflöslche Kitt der Nationen ist. Wenn ich Piemont, Parma, Toskana und Rom Frankreich einverleibe, so geschah dies nur temporär, um die Fortbildung der italienischen Nationalität besser zu überwachen. Und in der That, so innig war das Band gemeinsamer Gesetze, daß diejenigen Theile Italiens, die wir uns, wie es scheinen mußte, durch Usurpation aneigneten, uns am längsten treu geblieben sind. Seht, da sie sich selbst überlassen wurden, halten sie sich für erobert, und sie sind es!“

Unter der Abwehr des französischen Einflusses und da man der nationalen Unabhängigkeit die politische Freiheit opferte, mußte der italienische Patriotismus nach und nach auf den Weg der Contrerevolution gelangen. Diese Erscheinung schreibt sich schon aus den Zeiten der Reformation her. Damals bekämpfte man den Protestantismus der „Barbaren“ mit dem nationalen Katholizismus, wie später die Philosophie der „Barbaren“ mit dem italienischen Aberglauben. Die Rationalität zeigte sich auch in Italien als ein Band, dem selbst die Geistesfreiheit eine Zeit lang willig zum Opfer gebracht ward.

### Mannigfaltiges.

— Londons Vereine zum Wohl der Arbeiterklassen. Von den Anstalten, die in diesem Winter in London für das Wohl der arbeitenden Klassen ins Leben getreten, haben wir bereits der Lesezimmer erwähnt, wo die Arbeiter Abends für einen wöchentlichen Beitrag von zwei Penny geheizte Räume, Beleuchtung, politische Zeitungen und andere Lektüre, mit Ausschluß aller kirchlichen Polemik so wie aller religiösen Traktätlein, und endlich für den Kostenpreis Thee, Kaffee und andere kleine Erfrischungen, mit Ausnahme berauscher Getränke, finden. Eine andere Anstalt, die bereits ins Leben getreten und zu welcher die Königin, Prinz Albert, Lord Eldon, die Herren

Rothschild, Baring, Gurmy und andere Banquiers und Parlaments-Mitglieder, so wie die Redaction der Times, ansehnliche jährliche Beiträge gezeichnet haben, ist die der Errichtung großer Wasch- und Badehäuser, wo die Arbeiterfamilien, welche weder zum Waschen noch zum Trocknen und Plätten ihrer Wäsche Raum und Gelegenheit haben, für ein ungemein geringes Entgelt ihre Wäsche herstellen, und zwar bezahlt eine Frau einen Penny (½ Sgr.), wofür sie sechs Stunden in den dazu eingerichteten Räumen, wo alles Nöthige ihr zu Gebot steht, für sich und ihre Familie waschen, durch Dampf-Apparate trocken lassen und endlich die getrockneten Sachen plätten kann. In denselben Anstalten sollen den Armen auch unentgeltliche oder sehr wohlfeile kalte und warme Bäder gereicht werden. Beiderlei Einrichtungen haben sich an mehreren Orten Englands, wo sie bereits bestehen, als sehr ersprießlich für das physische und sittliche Wohlfeyn der arbeitenden Klassen gezeigt. Denn die äußere Sauberkeit des Menschen hängt mit der inneren mehr zusammen, als man gemeinlich wohl anzunehmen pflegt. Das Licht und die Aufklärung dringen überall durch, sagt eine englische Zeitschrift, nur nicht durch Schmutz und Unreinlichkeit. Vier große Wasch- und Badehäuser der erwähnten Art sind bereits in London angelegt oder doch im Bau begriffen. Demnächst geht die Metropolitan Society, an deren Spitze die Lords Ashley, Francis Egerton, Normanby und Andere stehen, damit um, Häuser auf Actien zu bauen, in denen, nach Art — oder vielmehr nicht nach Art — der sogenannten „Familienhäuser“ in Berlin, Arbeiterfamilien kleine, aber gesunde und wohlfeile Wohnungen, je nach ihren Bedürfnissen finden, doch soll der Reinertrag dieser Häuser nur eine sehr mäßige Verzinsung der nöthigen großen Kapitalien liefern, an deren Zusammenkommen schon jetzt nicht gezweifelt wird. Endlich haben wir auch noch der sogenannten Visiting Societies zu gedenken, die sich im Jahre 1843 zu dem Zwecke gebildet, die Armen in ihren Behausungen zu besuchen, dort ihre Verhältnisse genau zu prüfen und thätigere Hülfe zu leisten, als die bisherige Art der Armenunterstützung gewährte. Zahlreiche Vereinigungen dieser Art sind bereits in den verschiedenen Stadtvierteln Londons in Thätigkeit und über tausend Visitors vertheilen jetzt Gaben an Brod, Brennmaterial, Kleidungsstücke u. unter die Bedürftigen.

— Vorlesungen am Collège de France. Herr Philarete Chasles liest in diesem Jahre am Collège de France über Goethe und Schiller, Walter Scott und Byron. In seinen ersten Vorlesungen gab er eine Uebersicht dessen, was die genannten vier Dichter, die gewissermaßen Einer Familie angehören, mit einander gemein haben und was Jeden insbesondere vor den Uebrigen auszeichne. Der Einfluß Goethe's und Schiller's, fügt er in seiner weitern Auseinandersetzung hinzu, so wie der Walter Scott's und Byron's, habe sich nicht über Deutschland oder England allein verbreitet; vielmehr hätten sie die Erbschaft Voltaires angetreten und wie dieser ihre Herrschaft allmählig über ganz Europa ausgebreitet. — Herr Michelet, dessen Vorlesungen über die Jesuiten im vorigen Jahre so viele Sensation erregten, liest in diesem Winter über die Geschichte der französischen Revolution und sprach in seiner Eröffnungs-Vorlesung über zwei Gegenstände, die scheinbar nicht zu dieser Geschichte gehören, nämlich über die Werke Montesquieu's und über das von Napoleon mit dem Papst abgeschlossene Konkordat. Beide, sagte er, hätten die Wirkungen der Revolution, Erstere in staatlicher und socialer und Letzteres in kirchlicher Hinsicht, für die Gegenwart festgestellt. Montesquieu's Einfluß auf die heutige Verfassung Frankreichs wird insofern vielleicht ein wenig übertrieben. Auch ohne seinen Esprit des Lois und seine Lettres Persanes hat man in Nord-Amerika das Zweikammersystem Englands nachgeahmt, und so ist wohl auch anzunehmen, daß Ludwig XVIII., der, als er die Charte octroyirte, aus England kam und voll englischer Ideen war, selbst ohne alle Kenntniß Montesquieu's die Institutionen Großbritanniens zum Muster genommen hätte.

— Der Actienschwindel in Paris. Ein ganz ähnliches Treiben im Handel mit Eisenbahn-Actien, wie es im vorigen Jahre bei uns stattgefunden, wird jetzt in Paris wahrgenommen; ja, an der dortigen Börse ist die Speculation auf Unternehmungen, die keinerlei andere Grundlage als die Vergleichung mit den Erfolgen bereits realisirter Projekte haben, noch viel massen- und schwindelhafter, als sie jemals in Berlin oder Wien war. Das Kapital der vom Staate bereits genehmigten oder ihm noch zur Genehmigung vorliegenden Eisenbahn-Projekte beträgt schon über 1500 Millionen Franken und gleichwohl bilden sich täglich neue Gesellschaften, die entweder neue oder konkurrende Pläne entwerfen und zu deren Unterstützung sich das gutmüthige oder habgierige Publikum verlocken läßt. Die Bureaus, in welchen zu diesen Plänen die ersten Zeichnungen aufgenommen werden, erklären natürlich immer sehr bald, daß die nöthigen Summen bereits gezeichnet, die Subscription also geschlossen sey. Dies ist nun aber die Zeit der Aerndte, denn die zu spät gekommenen Liebhaber suchen nun mit Prämie zu bekommen, was sie durch eine bloße Unterschrift nicht mehr erlangen können, und da finden sich denn auch immer einige gute Leute an der Börse, welche die betreffenden Zusicherungs-Scheine mit 10 bis 15 Fr. Prämie suchen, was natürlich den kleinen Kapitalisten, auf deren Beutel das Ganze gemünzt ist, der beste Beweis, daß das Actien-Unternehmen ungemein sicher basirt sey und das größte Vertrauen verdiene. Die Enttäuschungen und der Berdruß kommen freilich hinterher, doch jene haben inzwischen ihr Schäfchen ins Trockene gebracht. An der Pariser Börse wurden kürzlich Wetten gemacht, daß sich zu dem Projekte einer Eisenbahn zwischen Dover und Calais — zweier Ortsnamen, die man in Frankreich oft zusammen hört — eine Menge Leute finden würden, welche Zusicherungs-Scheine mit Prämie kauften.